



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

anthropischer Schwärmer, der heilige Geist als einer der vielen Schüler Hegels, die den Meister nicht verstanden haben, und Gott Vater gar als ein durch die Kritik gemißhandelter und entmutigter Poet, das sieht allerdings beinahe so aus wie Hohn. Wir glauben nicht, daß die Verfasserin diese Wirkung beabsichtigt habe, um so weniger, als sie in vielen andern Gedichten, auch in dem hier in Rede stehenden selbst, doch wieder eine tiefe Religiosität bekundet.

Was die künstlerische Ausführung aller Gedichte dieser Sammlung betrifft, so können wir ihr nur rückhaltlos unsere Bewunderung zollen. Überall tritt uns ein ungewöhnlicher Reichtum an Erfindung und Einfällen entgegen. Alles erscheint bedeutend; nirgends ist Raum für eine Phrase, einen Gemeinplatz. Durchaus erweist sich die Verfasserin als eine Meisterin in den mannigfaltigsten metrischen Formen und als eine Sprachbeherrscherin, der stets der knappste, schlichteste, naivste und doch zugleich eigenartigste und wohlklingendste Ausdruck zu Gebote steht. Kleine Unebenheiten und Ungenauigkeiten sind mit untergelaufen, denen nachzuspüren wir uns hier um so eher erlassen können, als wir auch, absichtlich, darauf verzichten, unser Lob der Form durch Anführung von Beispielen zu begründen, und als die notwendige Begründung einiger Bedenken, die wir hinsichtlich des Inhaltes hegen, ohnehin schon einen unverhältnismäßig breiten Raum beansprucht hat.

Leipzig

Hans Marbach



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Sozialreform. Schon oft ist in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, daß die Sozialdemokratie nicht allein durch die Ausnahmebestimmungen des Sozialistengesetzes bekämpft werden kann, sondern daß, während dies Gesetz Ruhe zur Arbeit schafft, eine positive Thätigkeit nötig ist, die darauf abzielt, die wirklich vorhandenen sozialen Schäden zu heilen. Denn daß soziale Schäden vorhanden sind, wird niemand leugnen, der sich nur einigermaßen mit den einschlagenden Fragen beschäftigt, ohne durch vorgefaßte Meinungen blind gemacht worden zu sein. Niemand kann daher auch bestreiten, daß in den Forderungen der Sozialdemokratie mancher richtige Kern enthalten ist, wie es auch bei den Artikeln der Bauern im Bauernkrieg der Fall war, wenn diese Forderungen auch gleich denen der unglücklichen Bauern durch Mißverständnis und Fanatismus vielfach bis zu ganz verkehrten Zielen gesteigert worden sind. Nicht dankbar genug können wir daher Kaiser Wilhelm I. und seinem Kanzler sein, daß sie die positive Sozialreform trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihnen bei der auch in den gebildeten Kreisen fast allgemein verbreiteten Unkenntnis über die einschlagenden Fragen boten, nicht nur

in die Hand nahmen, sondern kräftig durchführten, und gleiche Dankbarkeit besetzt uns gegen Kaiser Wilhelm II., daß er die Fortsetzung der Sozialreform zu einem der Grundsätze seiner Regierung erklärt hat, infolgedessen dem Reichstag augenblicklich die Gesetzentwürfe über die Alters- und Invaliden-Versorgung der Arbeiter und über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften zur Beratung vorliegen.

Ein erfreuliches Zeichen der Zeit ist es auch, daß sich immer mehr Vertreter der Wissenschaft finden, welche die Sozialreform zum Gegenstande ihrer Untersuchungen machen und so dazu beizutragen suchen, daß die Unkenntnis über diese Fragen mehr und mehr der Erkenntnis und Klarheit weiche.

Als eine willkommene Gabe auf diesem Gebiet begrüßen wir eine vor kurzem im Verlag der Aktiengesellschaft „Pionier“ in Berlin erschienenes Werk: *Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform*, herausgegeben von Rudolf von Mosch, das zahlreiche Aufsätze von Verfassern aller positiven politischen Parteirichtungen wiedergibt und damit eine höchst lehrreiche Uebersicht dessen bietet, was jetzt auf dem Gebiete der Sozialreform geschieht und noch geschehen muß. Von den oben angedeuteten Ansichten ausgehend, kann der Verfasser die reine Manchesterlehre nur bei jeder Gelegenheit als höchst gefährlich bekämpfen, wenn es auch Schriftsteller und Politiker giebt, die den Kampf ums Dasein und die in dessen Gefolge vor sich gehende Vernichtung zahlloser kleiner Existenzen zu Gunsten des Großkapitals außerordentlich leicht nehmen. Gewiß wird es nie gelingen, allen Kampf und Streit, alles Elend und alle Armut aus dieser unvollkommenen Welt zu verbannen, dennoch ist es unsre Pflicht, nach Kräften auf die Beseitigung dieser Uebel hinzuwirken, und zur Beseitigung recht vielen Elends liegt auch die Möglichkeit vor. Die Abneigung vieler, Elend und Armut, als von Gott gewollt, beseitigen zu wollen, wird von dem Verfasser ganz besonders gezeißelt. Er verlangt selbstverständlich, daß die Religion gepflegt werde und die Geistlichkeit sich lebhaft an der Erledigung unsrer sozialen Aufgaben beteilige, aber mit Entschiedenheit vermahnt er sich dagegen, daß man das Dogma oder die äußere Kirchlichkeit an Stelle der Religion setze; es sollen nicht Kirchen in den großen Städten gebaut werden, um den Leuten Gelegenheit zu geben, hineinzugehen, sondern zunächst soll man dem Volk das Bedürfnis der Religion geben, dann werden die notwendigen Kirchenbauten von selbst erfolgen. Unsre staatliche Entwicklung kann nur auf dem Boden des Christentums beruhen, dies aber steht nicht im geringsten im Gegensatz zum Fortschritt, wenn man nur den wahren Kern des Christentums, die aufopfernde Liebe, an die Spitze stellt. Der Liberalismus muß aufhören, Materialismus zu sein, und er kann dies; denn die Wissenschaft kommt immer mehr wieder zu der Ueberzeugung, daß sich Wissenschaft und Glaube keineswegs gegenseitig ausschließen, sondern einander ergänzen. Es wird dann weiter gezeigt, wie der preussische Staat seit seiner Begründung darauf allein beruht hat, daß der König der erste Diener des Staats ist, d. h. nicht ein von den Mehrheiten der Parlamente abhängiger Schattenkönig, sondern ein zur Erfüllung seines Berufs mit den entsprechenden Machtbefugnissen ausgestatteter Herrscher, der auf dem ihm verfassungsmäßig zustehenden Gebiete wirklich und selbständig regiert. „Den Gefahren der sozialen Zukunft kann (Schmoller) nur durch ein Mittel die Spitze abgebrochen werden; dadurch, daß das Königs- und Beamtentum, diese einzigen neutralen Elemente im sozialen Klassenkampf, versöhnt mit dem Gedanken des liberalen Staats, ergänzt durch die besten Elemente des Parlamentarismus, entschlossen und sicher die Initiative zu einer großen sozialen Reformgesetzgebung ergreifen und an diesem Gedanken ein oder zwei Menschenalter hindurch unverrückt festhalten.“ Das ist

das soziale Königtum, welches unbeirrt von der herrschenden Tagesordnung alle Kräfte im Staat weckt, regelt und schätzt. „Alles Königtum aber (Lorenz von Stein) wird fortan ein leerer Schatten oder eine Despotie werden oder untergehen in Republik, wenn es nicht den hohen sittlichen Mut hat, ein Königtum der sozialen Reform zu werden.“ Ein solches soziales Königtum aber ist das preussische von Anfang an gewesen, Preussens Könige haben stets ihren Beruf darin gefunden, sich der wirtschaftlich schwachen selbst und durch Vermittlung ihrer Beamten anzunehmen.

Es würde zu weit führen, alles Anziehende aus dem Buch auch nur flüchtig anzudeuten oder die zahlreichen zur Belegung und zur Erläuterung der aufgestellten Ansichten gegebenen Beispiele zu erwähnen. Aber das Buch kann mit Fug und Recht jedem, der an unsern sozialen Reformbestrebungen Anteil nimmt und sich daran nach seinen Kräften beteiligen will, aufs wärmste empfohlen werden. Wenn irgendwo, so hat bei diesem Buch das Wort Goethes Recht: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Wird sich auch nicht jeder mit allen Einzelheiten einverstanden erklären, wie z. B. der Schreiber dieses sich nicht mit allen Bemerkungen über die Justiz und über — Richard Wagner, so wird doch sicher niemand das Buch aus der Hand legen, ohne lebhaftere Anregungen daraus geschöpft zu haben.

Schwarzgelb. In dem Streite der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ mit dem „Pester Lloyd“ geschah eines Blattes „Schwarzgelb“ Erwähnung, und ein Wiener Korrespondent der „Neuen Preussischen Zeitung“ brachte einige weitere Mitteilungen, die auf jenes bisher gänzlich unbekannte Blatt neugierig machen konnten. Wir haben uns einige Nummern desselben verschafft und zu unsrer Ueberraschung darin eine humoristische Zeitschrift origineller Art erkannt. „Erscheint jeden Mittwoch und Samstag“, steht am Kopfe des Blattes, und innerhalb eines Vierteljahres sind wirklich neun Nummern ans Licht getreten, so daß in der schwarzgelben Zeitrechnung nur ungefähr in jede dritte Woche ein Mittwoch und ein Samstag zu fallen scheint. Der Kladderadatsch kündigte sein Erscheinen für „tätlich mit Ausnahme der Wochentage“ an: dieser Spatz ist jetzt übertrumpft. Und nun höre man, in welcher unvergleichlichen Weise die Prahlucht mancher Zeitungen verspottet wird. „Das einzige Wort Schwarzgelb, welches wir als Titel und Programm auf unsre Fahne geschrieben, hat ein gewaltiges tausendstimmiges Echo in ganz Europa gefunden. (Die sonst in derartigen Karnevalsproklamationen beliebte Verbindung von „umliegenden Ortschaften“ mit Europa ist sinnigerweise als abgenutzt vermieden.) Seit vier Wochen, da die erste Nummer unsers Blattes erschienen, beschäftigen sich die einflußreichsten Journale in Artikeln, Korrespondenzen und Telegrammen mit unserm Blatte, widmen sie der Bedeutung seines Programms und seiner mutmaßlichen Verbindungen die eingehendsten Erörterungen. (Soviel wir uns erinnern, bestanden die „eingehendsten Erörterungen“ in der Behauptung, der Herausgeber dieses „Winkelblättchens“ sei langjähriger Kostgänger des Wiener Pressbureaus gewesen und habe schon einmal ein panslawistisches Blatt redigiert.) Wir stehen vor einer Erscheinung, die in der Geschichte des modernen Journalismus ganz ohne Beispiel ist; und wir haben mit unserm Wochenblatte einen so außerordentlichen und ungeahnten Erfolg errungen, wie dies bisher noch gar niemals irgend einer Zeitung der Welt gleich in der allerersten Zeit ihres Erscheinens widerfahren ist.“ Und dieses „bisher noch gar niemals“ von irgend einem Tierbändiger oder Puppenspieler der Welt geleistete „Herrrrreinspaziert!“ sollte von irgend einem Menschen ernstgenommen worden sein? Unglaublich und

doch wahr, denn: „Die gesamte Tafelrunde (!) der Organe des Fürsten Bismarck ist gegen uns aufgeboden, und sogar die Botschafter Prinz Reuß und Graf Szecsenyi haben sich auf die Reise gemacht, um über den Eindruck, welchen das Erscheinen unsers Blattes in der Arena der publizistischen Diskussion hervorgerufen, ihren Kabinetten persönlich zu berichten.“ Natürlich, Geheimnisse von solcher Wichtigkeit vertraut man keinem Briefe an! Sollten nicht die Reisen des Deutschen Kaisers im verflossenen Sommer bereits den Zweck gehabt haben, Hilfe gegen das mit seinem Erscheinen drohende Blatt zu suchen? Denn es „lehnt die Situation ab, welche sich aus den Ereignissen von 1866, 1867 und 1870 zu Ungunsten der österreichischen Monarchie ergeben hat.“ Also ein neuer Dreibund steht dem deutsch-österreichisch-italienischen gegenüber. Solange nur der Papst und der Herzog von Kumberland die jetzige Karte von Europa nicht anerkannten, konnte man ruhig bleiben; nun aber „Schwarzwgel“ sich ihnen beigefellt hat, wird die Sache bitter ernst, wird es zugleich verständlich, weshalb die drei Staaten fortwährend auf die Vermehrung ihrer Kriegsmacht bedacht sind. „Insbesondrer die Herren in Berlin sind über das erste Lebenszeichen des alten vordualistischen und vorköniggräßlichen Oesterreich von einem furchtbaren panischen Schrecken befallen worden.“ Das läßt sich denken: Bresnitz et Spitzer ante portas! Wenn auch ihr Blatt in der „Zwerggasse“ erscheint, ist es doch ein Riese, mehr als Herkules, dessen Thaten in der Wiege ihren Anfang nahmen. „Schwarzwgel“ hat nämlich schon vor seiner Geburt große Dinge verrichtet. „Nur wir haben“ das Organ des Alttschechen Niegert „aus den Klauen Skrejsowsky's gerettet“ — nämlich vor neun Jahren. Ähnliches hat doch höchstens der indische Mythos aufzuweisen. Und diese Macht hat den unabänderlichen Beschluß gefaßt, dem österreichischen Dualismus und dem Deutschen Reiche den Garauß zu machen. Da giebt es keine Rettung. Wann die Exekution vor sich gehen soll, wird noch nicht verraten, hoffentlich erst, wenn jede Woche einen Mittwoch und einen Samstag haben wird!

Johann Friedrich Cotta. Wie die Zeitungen berichten, wird die berühmte Verlagsfirma J. G. Cotta entweder überhaupt verschwinden oder doch in Zukunft etwas anderes bedeuten als bisher. Bei dieser Nachricht erinnerten wir uns daran, daß vor Jahresfrist die „Allgemeine Zeitung“ zum Gedächtnis der Ueberrahme des Geschäftes durch Johann Friedrich Cotta am 1. Dezember 1787 ein Lebensbild dieses Mannes brachte, welches dann auch einzeln erschien*), und daß wir noch die Pflicht haben, dieser Schrift eine Anzeige zu widmen. Wenn auch etwas spät, kommt sie nicht zu spät. Der äußere Anlaß ist vorüber, doch eines Mannes zu gedenken, der in sehr verschiedenen Richtungen so bedeutendes gewirkt hat, ist immer an der Zeit. Seine Bedeutung wird in der genannten Schrift nicht in vollem Umfange gewürdigt, und wir müssen bedauern, daß der Verfasser sich nicht die Mühe gegönnt hat, seine Lobrede einerseits der Spuren der Entstehung zu entkleiden, anderseits die Lücken in seiner Schilderung auszufüllen. Er ist eingestandenermaßen erst während der Abfassung der einzelnen Zeitungsaufsätze zur Kenntnis wichtiger Materialien gelangt, hat neben dem Politiker und Volkswirt in seinem Helden den Buchhändler zu wenig und den Hausvater garnicht gezeigt, und daher doch nur einem künftigen Biographen in schätzbarer Weise vorgearbeitet. Denn so hoch nach dieser attennmäßigen Darstellung die nationale Gesinnung, die Bürgertugend und der politische Blick Cottas anzuschlagen sind, so große Ver-

*) Zum hundertjährigen Andenken an Johann Friedrich Freiherrn von Cotta. Von Dr. A. Schäffle. Stuttgart, Cotta

dienste er sich als Landstand, als diplomatischer Unterhändler und als Verleger der großen Zeitung erworben hat, eine populäre Gestalt ist er nur als der Buchhändler, dessen Firma allein schon als Bürgschaft für die Gediegenheit eines Buches galt. Talentproben in die Spalten des Morgenblattes aufgenommen zu sehen, war das nächste Ziel des Ehrgeizes aller jungen Dichter; war das erreicht, so konnten sie hoffen, ihre gesammelten Gedichte oder Novellen unter dem Zeichen des Greifen mit der Jahreszahl 1640 in die Welt schicken zu können, und dann waren sie ja „Klassiker.“ Die Kritiken Wolfgang Menzels im Litteraturblatt brachten die ganze literarische Welt in Aufruhr. Das Kunstblatt, so bescheiden an Umfang, so dürftig in der Ausstattung, so sparsam mit Abbildungen, war lange Zeit das einzige Organ für die Angelegenheiten der bildenden Kunst. Und das Ausland, das Polytechnische Journal, die Württembergischen Jahrbücher, die Deutsche Vierteljahresschrift — welches Ansehen genossen alle diese und andre periodische Unternehmungen, welchen Einfluß hatten sie! Der Politiker Schäßle berührt diese Beziehungen höchstens im Vorübergehen, er begleitet die Stelle in einem Schreiben des Bühnenszenenforz Nupprecht an Cotta „die rohen Machtsprüche des kritischen Drakels zu Weissenfels“ mit einem Fragezeichen, weil ihm entgangen zu sein scheint, daß damals Müllner in Weissenfels das Litteraturblatt redigirte; er erzählt überhaupt, wie ein lebhafter Mann, der sich selbst mit häufigem „Dabei fällt mir ein“ unterbricht, dann fragt: „Wo blieb ich stehen?“, sich oft wiederholt und darüber wichtigeres vergißt. Oder hätte er vielleicht absichtlich manches unberührt gelassen, um nicht Vergleichen zwischen Einst und Jetzt zu veranlassen? Wir gestehen, nur mit Wehmut das Bild jener Glanzzeit aufgerollt zu sehen, die in den vierziger Jahren zu schwinden begann. Die neue politische Tageslitteratur verkehrte die „Allgemeine Zeitung“ als Verteidigerin des Stillstandes, Dichtungen, in denen nicht die Ideen des Liberalismus verkündigt wurden, fanden keinen Anklang mehr, und auf der andern Seite nahm der Kampf gegen die Ausbeutung des Klassikermonopols seinen Anfang. Gegen den Vorwurf, daß Haus Cotta habe sich auf Schillers und Goethes Kosten bereichert, führt Schäßle von neuem die großen Honorarsummen ins Feld. Indessen bleiben andre Klagen unwiderlegt, vor allem die, daß die Verlagshandlung viel zu lange sich darauf verlassen hat, wenn die Deutschen Schiller und Goethe haben wollten, müßten sie mit den an Druckfehlern überreichen, mit alten Typen auf sandiges Papier gedruckten und übertrieben teuern Ausgaben zufrieden sein. Johann Friedrich Cotta würde ohne Zweifel auch in diesem Punkte seinen weitem Blick bewährt haben!

Beschäftigen wir uns mit ihm, das ist erfreulicher.

Ob die Ziffer in dem Cottaschen Signet, 1640, wirklich das Gründungsjahr des Geschäftes bezeichnet, erfahren wir hier nicht, sondern nur, daß die Familie Brunn die Buchhandlung in Tübingen „schon lange“ geführt hatte, als Johann Georg Cotta aus Porschendorf bei Dresden 1659 in das Geschäft hineinheiratete. Dessen behauptete Abstammung von den lombardischen Cottas, die vom zehnten bis zum vierzehnten Jahrhundert erwähnt werden, oder gar von den römischen Cottas, zu denen die Mutter Cäsars gehörte, läßt Schäßle ununtersucht; was nur zu billigen ist, da ihm dazu „die Neigung, die Eignung gänzlich abgehen.“ Jeder von den drei Gründen würde genügen! Aber zu dem einigermaßen geringschätzigen Tone, womit die dem Anscheine nach nicht auf Hirngespinnsten beruhende Ahnenfrage abgefertigt wird, wäre doch nur dann ein Grund vorhanden, wenn die Ahnen der Enkel oder die Enkel der Ahnen unwert erschienen. Gerade Cotta hätte — leider doppelsinnig — sagen können:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
 Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
 Den Hörer unterhält, und still sich freuet
 Ans Ende dieser schönen Reihe sich
 Geschlossen sieht!

Ein Zweig des lombardischen Geschlechtes soll nach Deutschland verschlagen, verarmt und dadurch in die Sphäre des bürgerlichen Erwerbes durch Kopf- oder Handarbeit gedrängt worden sein. Johann Georg war ein Pfarrerssohn, mit ihm beginnt die Reihe der Buchhändler. Johann Friedrich hatte eine vielseitige wissenschaftliche Bildung genossen, als er, im Alter von dreiundzwanzig Jahren, das nicht im besten Zustande befindliche Geschäft in Tübingen übernahm. Aber er stand bereits auf festen Füßen, als er die Anwesenheit Schillers in der Heimat 1793—1794 benutzte, um dessen Bekanntschaft zu suchen. Die geschäftlichen Beziehungen wurden bald auch zu wahrhaft freundschaftlichen, wie aus dem von Bollmer herausgegebenen Briefwechsel beider Männer bekannt geworden ist. Im Mai 1794 wurde zwischen ihnen die Gründung zweier Zeitungsunternehmungen besprochen, der „Allgemeinen Zeitung“ und der „Horen“; das erstere plante Cotta, der in Schiller den geeigneten Redakteur gefunden zu haben meinte, während der letztere in Cotta den gesuchten Verleger für eine litterarische Zeitung wirklich fand. Den Gedanken, ein politisches Blatt zu redigiren, gab er bald wieder auf, riet auch Cotta von der „so äußerst riskanten Unternehmung“ ab. Cotta ließ sich jedoch nicht irre machen. Noch in demselben Jahre vereinbarte er mit Pöffelt, der sich durch verschiedene Geschichtswerke, das Historische Taschenbuch u. s. w. bekannt gemacht hatte, die Herausgabe einer „Europäischen Zeitung,“ die in Rastatt erscheinen sollte, an deren Stelle aber zunächst nur die Monatschrift „Europäische Annalen“ zu Stande kam. Am 1. Januar 1798 endlich kam, ebenfalls unter Pöffelts Redaktion, die „Neueste Weltkunde“ in Tübingen heraus.

Herzog Friedrich hatte ihr Zensurfreiheit gewährt, doch nicht lange sollte sie der neuen Freiheit genießen. Schon im ersten Vierteljahre liefen Beschwerden ein. In Wien hatten eine Notiz über eine Abstimmung Oesterreichs auf dem Kongreß zu Rastatt, ferner das Herausstreichen der französischen Freiheit und eine Korrespondenz über eine Heiligengeier in Rom Aergernis erregt, und wegen des zweiten Artikels verlangte auch der russische Gesandte Genugthuung. Die von der herzoglichen Regierung erteilten Verweise wurden nicht für genügend befunden, und im August verfügte der Reichshofrat „zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe, welche durch dergleichen aufrührerische Schriften gefährdet werden,“ die ungesäumte Unterdrückung der „Neuesten Weltkunde.“ Dem konnte sich die württembergische Regierung nicht entziehen, aber so einfach sich von Wien aus kommandiren lassen wollte sie doch nicht. Das Verfahren ist charakteristisch, man beachte die Daten, und erinnere sich dabei, welchen Schneefengang damals noch die Behörden einzuhalten pflegten. Das kaiserliche Verbot ist vom 13. August datirt, am 28. reicht Cotta seine Vorstellung dagegen ein, am 29. berichtet die Regierung, daß „mit Rücksicht auf die Behauptung der landesherrlichen Rechte ebenso sehr als auf den Schutz der Eigentumsrechte eines herzoglichen Unterthanen,“ zugleich auf den staatswirtschaftlichen Nutzen der Zeitung für das Land, die „Neueste Weltkunde“ wohl zu unterdrücken, dem Verleger indessen das Zeitungsprivilegium nicht zu entziehen sei. Nur die Zensurfreiheit hatte ein Ende! Am 17. September meldete der Herzog nach Wien, daß der kaiserlichen Verfügung entsprochen sei, aber schon am 9. desselben Monats war die erste Nummer der „Allgemeinen Zeitung“ in

Stuttgart ausgegeben worden. Redakteur derselben war Huber, dessen Frau Therese, Georg Forsters Witwe, später das Morgenblatt redigirte.

Einige Jahre führte die Zeitung ein ruhiges Leben. Als aber Cotta im Auftrage der württembergischen Landschaft 1799 nach Paris gereist war, um Schonung für das Land zu erwirken, das durch die wankelmütige und gewalthätige Politik des Herzogs der Gefahr der Verwüstung durch die Franzosen ausgesetzt worden war, und man ihm persönlich deswegen nichts anhaben konnte, wurde an seinem Schoßkinde, der „Allgemeinen Zeitung,“ Rache genommen. Wiederholten Mörgeleien folgte 1803 das Verbot „aus Gründen,“ wie es in dem Dekret heißt. Den äußeren Anlaß scheint ein Auszug aus einer Rede des Präsidenten des französischen Oberappellationsgerichtes bei Vereidigung der Ehrenlegionäre gegeben zu haben, in welcher das neue Ehrenzeichen verherrlicht wurde gegenüber „den Orden, welche erfunden worden sind, um der Eitelkeit zu schmeicheln und dem Unwert Wert zu geben.“ Das mag der Kurfürst als persönliche Anspielung aufgefaßt haben. Cotta durfte nicht einmal mehr eine Nummer ausgeben, um den Abnehmern das Verbot mitzuteilen. Eine Beschwerde und Bitte um Schadenersatz wurde, abermals ohne Gründe, abschlägig beschieden, und so entschloß sich der Verleger, die Zeitung auswandern zu lassen. Weit brauchte sie nicht zu gehen, in der ehemaligen freien Reichsstadt Ulm, die soeben zu Baiern geschlagen worden war, fand sie gastliche Aufnahme. Die verschiedenen Grenznachbarn hatten sich förmlich um die Zeitung beworben, die im Besitze eines kaiserlichen Privilegiums war, und so ließ Cotta den Gedanken, sie aufzugeben, wieder fallen. „Mein Kurfürst,“ schreibt er an Schiller, „kann nur durch Entgegensetzung von Kraft gebändigt werden, mein persönlicher Feind ist er ohnedies, und also will ich, muß ich einen Kampf bestehen.“ Man muß sich hierbei daran erinnern, daß dieser Kurfürst derselbe war, bei dessen Krönung zum Könige von Napoleons Gnaden (1806) seine Unterthanen den bösen Witz machten, als Text für die Festpredigt sei aus Versen anstatt des Psalm 21: „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über deine Hilfe! Du gibst ihm seines Herzens Wunsch . . . du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt u. s. w.“ der nächstfolgende angesagt worden: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich heule, aber meine Hilfe ist ferne . . . Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und Verachtung des Volks.“

Schäffle geht leider der Geschichte der „Allgemeinen Zeitung“ — sie erschien von 1810 an in Augsburg und wird daher den Namen „Augsburger“ wohl immer behalten — nicht im einzelnen und selbstverständlich nicht über die Lebensdauer seines Helden nach. Vielleicht entschließt sich die Redaktion einmal, ihr Archiv für den ausdrücklichen Zweck eines Beitrages zur Geschichte der unmittelbaren und mittelbaren Zensur zu öffnen. Eine solche Arbeit würde ohne Zweifel Einblicke in die deutsche Politik der jüngsten Vergangenheit eröffnen, wie sie in dieser Art keine anderweitige Forschung gewähren könnte. Denn bis 1848 verstand es diese Zeitung ja, in Oesterreich zulässig zu bleiben, was kein geringes Kunststück und nur möglich war bei sehr genauen Beziehungen zu den Wiener Regierungskreisen. Und auch später bestanden offenkundige Verbindungen zwischen dem „Ballplatz“ in Wien und dem Hause hinter der Augsburger Frohnveste. Schäffle berichtet nur im allgemeinen, daß in den zwanziger Jahren der Druck der Zensur bis ins Unerträgliche gesteigert worden sei und Vorstellungen in München nichts gefruchtet hätten, weil „die bairische Regierung dem Drucke Metternichs nicht widerstehen konnte.“ 1823 wurde der schon oben erwähnte Bücherzensor

Rupprecht von Wien nach Stuttgart geschickt, um dafür zu sorgen, daß „die sämtlichen Korrespondenten, Mitarbeiter und Redakteure der Allgemeinen Zeitung, des Morgenblattes und anderer den . . . unlauteren Sinn verratenden litterarischen Erscheinungen mit dem Geiste der weisen österreichischen Zensurvorschriften näher bekannt gemacht werden.“ Sein vier Seiten langes Schreiben an Cotta ist in der That ein kostbares Aktenstück, zu dessen Charakterisirung hier nur eine Stelle wiedergegeben werden soll: „Weit entfernt, der schnellsten Mitteilung aller politischen Ereignisse oder einer bescheidenen und anständigen Erörterung politischer oder wissenschaftlicher Gegenstände den mindesten Zwang auflegen zu wollen, muß die österreichische Regierung, diese väterlich europäische Hausmacht (!), jedem Gewaltschritte fremd, in Rechts, Ordnung und Sitte Schirmung ergaut und erstarkt, dennoch darauf dringen, und sie darf und wird hierzu den Beystand aller deutschen Bundesstaaten und der fremden Mächte kräftigst in Anspruch nehmen, daß nebst der gebührenden Ehrfurcht für die katholische Religion und eine wechselseitige, alle Reibung ausschließende Duldung der übrigen Religions-Parteyen künftig in politischer Hinsicht allein nach den Grundsätzen der heiligen Allianz vorgegangen werde u. s. w.“ — Später bedurfte es keiner besondern Abordnung von Wien mehr, König Ludwig und seine Minister drangsalirten den Zeitungsverleger schon genügend.

Durch die „Allgemeine Zeitung“ kam Cotta auch in persönliche Berührung mit Thiers, der eine Zeit lang für das deutsche Blatt korrespondirte und den deutschen Verleger bewog, Aktien des Constitutionnel zu erwerben.

Ausführlich sind in Schöffles Schrift Cottas Anteil an der Herstellung der württembergischen Verfassung und an der Gründung des Zollvereins behandelt. Dem Verfasser hat sich aus dem ihm zugänglichen Quellen „fast bis zur Gewißheit die Ueberzeugung aufgedrängt, daß das staatsmännisch-diplomatische Verdienst erster Bolleinigung den jungen Königen Wilhelm I. von Württemberg und Ludwig I. von Baiern, sodann von Cotta, dem preußischen Finanzminister von Moß und dem bairischen Finanzminister von Mieg, sowie dem preußischen Unterhändler Eichhorn (von Schöffle irrthümlich in den Adelsstand erhoben) vorwiegend gebührt.“ Wir sind nicht in der Lage, diese Ueberzeugung auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Daß aber Cotta in dieser Angelegenheit eine hervorragende Thätigkeit entwickelt hat, geht aus den sehr interessanten Mittheilungen der Schrift hervor.



Litteratur

Geschichte des Fürsten Bismarck (1847 bis 1887) von Eduard Simon. Autorisirte Uebersetzung von D. Th. Alexander. Berlin, Verlag von C. Ulrich & Komp., 1888

Nach seiner Form wie nach seinem Inhalte ist diese Arbeit nicht die schlechteste unter den vielen Biographien und Charakteristiken, in denen die